

Keine Lust mehr

Von den Schwierigkeiten des Übens

Helmuth Figdor

Das vorliegende Heft ist „schwierigen Schülern“ und „schwierigen Eltern“ gewidmet. Wenn wir von „schwierigen“ Menschen sprechen, meinen wir ja genau genommen, dass andere im Umgang mit diesen Menschen Schwierigkeiten haben. In unserem Fall sind diese „anderen“ die Lehrkräfte. Die Betroffenen, also die Schülerinnen und Schüler, müssen sich selbst keineswegs als schwierig erleben. Daher ist es schwer zu entscheiden, ob „Schwierig-Sein“ nun tatsächlich eine Eigenschaft der Schüler oder ein (didaktisches?) Problem der Lehrer darstellt.

Schüler können für Lehrer aus verschiedenen Gründen schwierig werden: Weil sie keine Fortschritte machen, Stunden schwänzen, unkonzentriert sind, im Gruppenunterricht stören, das Vorspielen am Klassenabend verweigern, nicht im Ensemble spielen wollen, technisch stecken bleiben, sich zu wenig anstrengen weiterzukommen, unbeseelt, ohne Ausdruck musizieren usw.

Als ich darüber nachdachte, wie ich das Thema „Schwierige Schüler“ angehen könnte, fiel mein Blick auf den vertrauten Titel dieser Zeitschrift: *üben & musizieren*. Und mit einem Mal kam mir der Gedanke, dass es doch eigentlich bemerkenswert ist, dass eine „Zeitschrift für Instrumentalpädagogik und musikalisches Lernen“ mit ihrem Namen den Eindruck erweckt, als bestünde erstens der

wesentliche Unterschied zwischen „bloßem“ Musizieren und pädagogisch geleitetem Musizieren im Üben; und zweitens, als wären Üben und Musizieren a priori unterschiedliche Tätigkeiten. Zwar verbindet das „&“ die beiden, verbinden muss man aber stets nur vorweg Getrennt-Gewesenes.

Wahrscheinlich verdankt sich der Name *üben & musizieren* einfach historischen Zufälligkeiten und/oder verkaufpsychologischen Überlegungen – hat also keinerlei Bedeutung für die zu behandelnden Inhalte. Aber Psychoanalytiker werden immer skeptisch, wenn es um angebliche Zufälle oder Bedeutungslosigkeit geht. Sollte sich im Namen *üben & musizieren* – stillschweigend, unbemerkt – nicht vielleicht doch eine bestimmte pädagogische Einstellung verbergen? Und hat diese

pädagogische Einstellung – ebenso stillschweigend, unbemerkt – nicht vielleicht einen großen Anteil daran, wenn musikalisches Lernen und Lehren für Schüler und Lehrer schwierig wird oder gar scheitert? Allein: Um welche Art „pädagogischer Einstellung“ sollte es dabei gehen?

Jedenfalls beschloss ich, mich in meinem Artikel mit dem Üben zu beschäftigen, oder richtiger: mit den Schwierigkeiten von Lehrern mit Schülern, die nicht oder zu wenig üben. Und mit den Schwierigkeiten, die sich für Schülerinnen und Schüler ergeben, wenn ihre Übemotivation nicht den Vorstellungen ihrer Lehrkräfte entspricht. Zumal es sich dabei um ein Problem handelt, das in gewisser Weise zum Alltag jedes Instrumentallehrers und jedes Instrumentalschülers gehört – wenn



© leszekgiasner_123RF Stock / Collage: Rüdiger Behschnitt

auch natürlich in unterschiedlichem Ausmaß – und auch bei den meisten der oben aufgezählten Varianten „schwieriger Schüler“ eine große bis zentrale Rolle spielt.

I. HELMUTH, CHARLOTTE, NIKO UND SABRINA

Helmuth, oder:
ein Engel aus Schweden

Zu meinem sechsten Geburtstag wünschte ich mir, Klavier lernen zu dürfen. Das „Stingl-Original“-Pianino, das meine Mutter in ihre Ehe mitgebracht hatte, war mir bis dahin vor allem ein vertrautes Möbelstück gewesen, da meine Mutter kaum je spielte. Außer zu

Weihnachten: Da holte mein Vater seine Violine aus dem Geigenkasten und meine Mutter begleitete ihn. Mein Vater spielte ganz gut, tat das leider aber vor allem dann, wenn ich nicht dabei sein konnte: beim Heurigen¹ mit seinen Geschäftsfreunden. Dann borgte er sich regelmäßig vom Primas der Zigeunerkapelle oder vom ersten Geiger des Schrammelquartetts² dessen Instrument und spielte auf. Obwohl ich ihn also nur selten hörte, gehörten für mich Geige und mein Vater zusammen, und lange Zeit interessierte sie mich weit mehr als das mütterliche Klavier. Ich hatte eine Spielzeugvioline, die ich mit Gummibändern bespann, um ihr ein paar Zupftöne zu entlocken. Mein eher distanziertes Verhältnis zum Klavier änderte sich jedoch schlagartig, als wir

in meinem sechsten Lebensjahr eine junge Schwedin – sie dürfte 14 oder 15 Jahre alt gewesen sein – für ein paar Wochen als Gast beherbergten. Ich habe sie als wunderschönen, blonden Engel in Erinnerung. Sie wurde meine erste große Liebe. Christina spielte Klavier. Und sie spielte nicht nur einfach so, sondern sie spielte für mich. Schließlich lehrte sie mich, ein Stück mit ihr vierhändig zu spielen. Ich musste nicht viel tun: ein paar chromatische Dreitonsschritte und an bestimmten Stellen meine Fäuste über die schwarzen Tasten drehen. In Kombination mit ihrem Part aber kam es mir als virtuoseres Stück vor, und ich konnte gar nicht aufhören, es immer und immer wieder spielen zu wollen.³ Der Eros sprang auf das „Stingl-Original“ über, von dem ich gar nicht mehr lassen

wollte, auch nachdem uns (mich!) Christina wieder verlassen hatte. Die Spielzeuggeige mit den Gummibändern verfiel meiner Verachtung, und so meldeten mich meine Eltern schließlich im Konservatorium zum Unterricht an.

Aus heutiger Sicht waren die Voraussetzungen für meinen Klavierunterricht sehr gut: Ich war lernbegierig und mochte klassische Musik – ich erinnere mich noch an den mit rotem Samt ausgelegten Musikschrank, in welchem neben einem Radio auch ein Plattenspieler eingebaut war, und an die Ehrfurcht, die mir die schweren, schwarzen, glänzenden Schellacks einflößten. Was dann freilich kam, waren drei Jahre, an die ich mich als einzige Qual erinnere. Meine Lehrerin entpuppte sich als veritable Hexe (jedenfalls trage ich sie so im Gedächtnis). Nicht nur, dass sie meine Freude und Hoffnung auf schöne Stücke drei Jahre lang mit endlosen technischen Übungen – Schmidt, Czerny, Quintenzirkel in allen möglichen Spielvariationen – frustrierte; ich konnte ihr auch absolut nichts recht machen. Dabei war ich sicher kein fauler Schüler, übte, wie von der Lehrerin gefordert, täglich mindestens eine Stunde, bis ich nicht nur die Freude, sondern auch meinen Ehrgeiz verloren hatte, und mich überwand, den Eltern meinen Misserfolg zu gestehen, und sie drängte, mich vom Unterricht abzumelden.

Charlotte, oder:

„Dieser verdammte Haydn!“⁴

Zu meiner großen Überraschung teilte mir Charlotte, eine 22-jährige Patientin, eines Tages mit, sie habe beschlossen, ihren Klavierunterricht nach acht Jahren zu beenden. Ich wusste nicht nur, dass sie sehr gut spielte, sondern auch, dass das Klavierspielen ihre große Leidenschaft war. Als Grund gab sie zunächst an, dass sie einfach keine Lust mehr habe. Auf mein Nachfragen stellte sich heraus, dass sie sich vor dem in ein paar Wochen stattfindenden Klassenabend fürchtete. „Dieser verdammte Haydn!“, schimpfte sie. Die Sonate langweile sie, und mit ein paar schwierigen Stellen käme sie auch technisch nicht zurecht. Sie hätte viel zu wenig geübt, teilweise, weil ihr die Zeit gefehlt hätte, zum anderen, weil sie sich nicht überwinden hatte können. Und überhaupt hätte sie eigentlich keine Freude mehr am Spielen. Der Klassenabend würde sicher zu einem Desaster werden. Auch ihre Lehrerin habe gemeint, aufhören sei vielleicht eine gute Entschei-

dung, weil es ohnedies nicht viel bringe, wenn Charlotte nicht bereit sei, ordentlich zu üben.

Niko, oder: „Ich habe vor lauter Üben gar keine Zeit mehr für mich!“

Niko, knapp 14 Jahre alt, kam seit ein paar Monaten zu mir, um Probleme mit seinen Eltern, die sich vor zwei Jahren getrennt hatten, besser verstehen und mit ihnen besser umgehen zu können. Ich wusste, dass er vor etwa eineinhalb Jahren auf eigenen Wunsch begonnen hatte, an einer Wiener Musikschule Gitarre zu lernen, aber Musik und Musizieren war zunächst kein Thema, über das er mit mir sprach. Irgendwann musste ich eine Stunde verschieben und wir suchten einen Ersatztermin. Als ich ihm Mittwochnachmittag vorschlug, winkte er mit den Worten ab: „Geht nicht, da muss ich für die Gitarrenstunde am Donnerstag üben!“ Nicht die Worte, sondern der ärgerliche Ton, so als wäre er zum Üben genötigt, machten mich stutzig. Auf meine Frage meinte er, er spiele „schon noch irgendwie gern“ – was wenig euphorisch klang –, „aber“, erklärte er mir, „ich habe vor lauter Üben gar keine Zeit mehr für mich!“ Was er damit meine, fragte ich. Und dann zählte er auf, was ihm Freude macht und er nach den schulischen Hausaufgaben gerne machen würde, wenn er nicht noch Gitarre üben müsste: Freunde im Park treffen, Fußballspielen, Lesen, ins Internet gehen und (!) Musikhören. „Aber“, und sofort hellte sich sein Gesicht auf, „voraussichtlich höre ich im Sommer ohnehin auf!“

Sabrina, oder:

„So hat es keinen Sinn!“

Sabrina war acht Jahre alt und lernte seit etwas über einem Jahr bei einer privaten Lehrerin Klavier. Eines Tages erzählte mir Sabrinas Mutter, die bei mir in Erziehungsberatung war, dass sie von der Klavierlehrerin zu einem Gespräch gebeten worden war. Sabrina sei musikalisch ausgesprochen talentiert, könnte jedoch schon viel weiter sein, übe allerdings nicht, was sie ihr aufgabe. Die Mutter versuchte, sich und ihre Tochter zu rechtfertigen, indem sie mitteilte, dass Sabrina sich jeden Tag zumindest zehn Minuten ans Klavier setze. Daraufhin erklärte die Klavierlehrerin der Mutter, dass man mit zehn Minuten Üben kein Instrument lernen könne. Wenn Sabrina die Freude und der Ehrgeiz fehle, solle man sie nicht zwingen. „Musizie-

ren soll ja keine Qual sein. Da ist es besser, das Kind hört auf.“ Die Eltern mögen sich das überlegen, denn so, wie es jetzt sei, hätte es keinen Sinn.

II. HÄTTE ALLES AUCH GANZ ANDERS KOMMEN KÖNNEN?

Helmuth und Christina

Als ich vor ein paar Jahren mit Peter Röbbke an unserem gemeinsamen Buch *Das Musizieren und die Gefühle* arbeitete, stellte ich mir vor, wie es gewesen wäre, wenn ich statt bei der Hexe bei ihm mit dem Klavierunterricht begonnen hätte. Auch er hatte an den Beginn seines eigenen Unterrichts – er lernte Geige – keine guten Erinnerungen. Es „war buchstäblich die ‚Stunde null‘ – die Rolle, die Musik zuvor in meinem Leben gespielt hatte, war nicht wichtig, die musikalische Vergangenheit des Kindes Peter war wie ausgelöscht.“⁵ Er, dem es also offenbar ähnlich wie mir ergangen war, würde es demnach ganz anders machen. Er hätte mich wohl gefragt, warum ich so gern Klavier lernen möchte, und ich hätte ihm von Christina und „unserem“ Stück erzählt. Er hätte sich dafür interessiert und mich eingeladen, es ihm vorzuspielen. Vielleicht hätte er es erkannt, die Noten besorgt und wir hätten es zusammen spielen können. Und ich hätte die Stunde nicht mit Tränen über mein Nichtkönnen, sondern mit stolzgeschwellter Brust verlassen. Nicht zuletzt hätte ich einen Eingeweihten, eine Art Verbündeten meiner geheimen Liebe gefunden. Also hätte ich auch ihn geliebt und wäre bereit gewesen, mich führen zu lassen, um Neues zu entdecken. Dieses Neue wären nicht nur technische Übungen gewesen. Er hätte mir schöne Stücke gezeigt und vorgespielt, die ich binnen eines Jahres hätte erlernen können, denn nächsten Sommer sollte Christina wieder nach Wien kommen, und dann würde *ich* ihr vorspielen. Er hätte mich darauf hingewiesen, wie viel Arbeit und Üben mit diesem, wie viel mit einem anderen, leichteren Stück verbunden sei. Ich hätte dann das schönste für Christina ausgewählt, und so, wie ich mich erinnere, dass ich war, wäre es das schwerste mit dem größten Arbeitsaufwand gewesen. ...

... Lesen Sie weiter in Ausgabe 3/2014